

Artisten und Philosophen : Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert [hrsg. v. Rainer Christoph Schwinges]

Autor(en): **Lembke, Sven**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ren Rahmen sozial-, alltags- und vor allem auch neuerer geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen einordnet.

Johannes Platz (Trier)

**RAINER CHRISTOPH SCHWINGES (HG.)
ARTISTEN UND PHILOSOPHEN
WISSENSCHAFTS- UND WIRKUNGS-
GESCHICHTE EINER FAKULTÄT VOM
13. BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT**

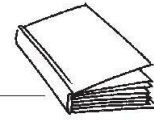
SCHWABE, BASEL 1999, 501 S., FR. 85.–

Trivial, so musste sich James Joyce einmal anhören, sei vieles in seinem Werk. Der Dichter konterte gewitzt: Manche seiner Mittel seien trivial, manche quadrivial. Trivium und Quadrivium bezeichnen je einen Teil, wörtlich einen «Weg», derjenigen Lerninhalte, die seit der Spätantike als *septem artes liberales* definiert waren. Trivial sind in diesem System der sieben freien Künste Grammatik, Rhetorik und Dialektik, quadrivial Arithmetik, Geometrie, Musik und Sternenlehre. Das in ihnen zusammengefasste Wissensprogramm galt seit der Spätantike als Elementarbildung des literaten Mannes und war dementsprechend allgemein konzipiert. Als sich in Europa die Universitäten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts zu formieren begannen, bereitete der Unterricht in den *artes* auf das eigentliche Studium von Theologie, Jurisprudenz oder Medizin vor.

Der Tagungsband «Artisten und Philosophen» behandelt den Zeitraum von der Gründung der ersten Universitäten bis zur «modernen Forschungsuniversität». Die Beiträge gliedern sich in drei chronologisch strukturierte Teile, die sich an das konventionelle Epochenschema (Spätmittelalter, Frühe Neuzeit, Neuere Geschichte bis ins 19. Jahrhundert) anlehnen. Jedem dieser Teile ist eine eigene Zusammenfassung nachgestellt.

Orientiert man sich an den programmatischen Entwürfen intellektueller Ausbildung, dann könnte man sagen, dass die artistischen Kenntnisse in der Frühzeit der Universität als Fächer galten, die an sich noch zu nichts nutze waren, dass sie dann aber, nachdem sich die Artistenfakultät zur philosophischen Fakultät gewandelt hatte, gerade darin triumphieren, dass sie zu nichts nutze sind. Fichte stellt für die Universität seiner Zeit kategorisch fest: «Die Gelehrtschule ist durchaus Kunstschule, keine Schule für die Ausübung; [...]» Absolventen der philosophischen Fakultät, denen der universitäre Unterricht nur zur Ausbildung diene, sei «recht vernehmlich an ihr Ohr zu reden, dass sie ja nur verfehlte Gelehrte sind; dass um ihretwillen die Gelehrtenanstalten gar nicht da sind, sondern um eines Höhern willen, das sie eben nicht geworden sind». (343) Solche Proklamationen scheinen der heimliche Referenzpunkt für die meisten Autoren des Tagungsbandes gewesen zu sein.

«Artisten und Philosophen» lehren, die Legitimationsfigur des intellektuellen Selbstzwecks und der freien Selbstbestimmung, wie Fichte und viele andere sie formuliert haben, als Sublimierung einer spezifischen sozialen Lage und gerade nicht als Ausdruck persönlicher Interesselosigkeit wahrzunehmen. Die Distanz gegenüber dem Gerangel auf dem freien Arbeitsmarkt oder gegenüber subalternen Positionen in schulischen und anderen Behörden gehört zu den gepflegten Illusionen des modernen Professors und zum schönen Schein der modernen Universität, die sich zum Ort akademischer Freiheit erklärt. Gerade diesen Schein zu zerstören, darin sehen die Autoren der Neuesten Geschichte ihre Aufgabe (Stichweh, 335–350). Entzaubert wird der Glanz grosser Bildung und Kultur, wenn sich auf Grund statistischer Untersuchungen im akademischen



Ausbildungs- und Beschäftigungssystem Bedingungen zeigen, unter denen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Vorstellungen geistiger Unbedingtheit propagiert werden (Titze, 351–374). Im 18. Jahrhundert entfernen die modernen Wissenschaften die Menschen aus der Schöpfungsgeschichte und stellen den kontinuierlich fortlaufenden Heilsplan ausserhalb des Erfassungsraumes ihrer Kategorien; Vorurteilslosigkeit ist Geschichtslosigkeit, so könnte man resümieren (Pross, 255–296). Die ketzerhafte Behauptung, dass nicht der revolutionäre Bürger, sondern «die freigeistige Haltung» des Adels die vorurteilslose Wahrheitssuche etabliert habe, ist zwar interessant, wird aber nicht durch die langwierigen, wenn auch lesenswerten Zitate gelehrter Kontroversen aus der Blütezeit der Akademien bewiesen.

Hier wie im Folgenden ist der Leser gut beraten, sich den Band durch die jeweiligen Zusammenfassungen zu erschliessen. Erst in v. Bruch's Resümee des neuzeitlichen Teiles zeigen sich die Konsequenzen der Entscheidung, Wissenschaft als professionalisiertes und professionalisierendes Gewerbe zu verstehen. Auch Rainer A. Müllers Zusammenfassung des mittelalterlichen Teiles tritt unter dem Titel «Zu Struktur und Wandel der Artisten- beziehungsweise Philosophischen Fakultät am Beginn des 16. Jahrhunderts» (143–159) wie ein eigenständiger Beitrag auf. Vieles was einer thematischen Einleitung zu wünschen gewesen wäre, formuliert er hier, er skizziert auch die historische Entwicklungslinie: Erst die Auslagerung der propädeutischen Aufgaben des klassischen Artistenunterrichts (altsprachliche Spracherziehung in Grammatik und Rhetorik) an die gymnasialen Schulen habe die Möglichkeit einer philosophischen Fakultät und damit der deutschen Hochschulen als eines eigenen Universitätstypus geschaffen. Etwas anders

als Christian Hesse (25–51) sieht Müller am Beginn des 16. Jahrhunderts eine akademisierte Leistungskultur entstehen, die neue Eignungsvorstellungen hervorgebracht habe. Nun fanden Artisten mit und ohne Studienabschluss zumindest in untergeordneten Verwaltungstätigkeiten eine Anstellung. Obwohl es, wie oft betont wird, nicht den Beruf eines akademischen Artisten gab – man ahnt hier das stumme Bedürfnis nach einer Herkunftsgeschichte des Intellektuellen –, weisen Hesses Untersuchungen für die württembergische und hessische Landesherrschaft «Artisten im Beruf» nach. Fast im Stil moderner *science studies* zeigt Christoph Schöner, welche Mathematik im artistischen Umfeld des 15. Jahrhunderts möglich war. Obwohl mathematische Kenntnisse zur Propädeutik der durchaus für nützlich erachteten Wissenschaften wie Medizin und Astrologie gehörten und fürstliches Wohlgefallen fanden, wurden die Artisten an ihren sprachpädagogischen Vorlieben nicht irre. Sie verzichteten darauf, einen eigenständigen mathematischen Unterricht im artistischen Programm dauerhaft zu implementieren, und verweigerten sich damit auf allgemeiner institutioneller Ebene einem aktuellen Trend herrschaftlicher Bedürfnisse und Wünsche. Schöner zeigt anhand dieses ideosynkratischen Potenzials der Artisten-Fakultät, wie unangemessen es ist, in Ermangelung anderer Erklärungsmodelle jeden Vorgang der Universitätsgeschichte unmittelbar aus utilitaristischen Motiven abzuleiten.

Ohne eigenes Anliegen präsentieren sich die Beiträge zur Frühen Neuzeit. Allgemeiner Fixpunkt ist die Aufklärung. Als ihr Vorbote wird der Humanismus begrüsst (Rüegg, 163–180), denn dieser habe den Habitus des selbstbezogenen Individuums ausbilden helfen, das sich «im inneren Gespräch über Zeit und Raum [...] für verantwortliches Handeln in der Gesellschaft» ertüchtigt.

Das Vorwort des Herausgebers verspricht, dass erlaubt ist, was gefällt, nämlich Disziplin- und Institutionengeschichte, sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte. Dennoch soll den Band eines eien: «Was also haben Artisten und Philosophen eigentlich getan und geleistet – das ist die grosse Frage.» Verwunderlich angesichts dieser grossen Frage, dass Lehrpläne thematisiert werden oder dass Thesen aufgestellt werden wie etwa jene, dass im Spätmittelalter die Volkssprachen in der universitären Lehre im Gefolge des Grammatikunterricht eindringen (Schmidt, 53–61).

Der Band informiert in unterschiedlichen Belangen gut. Ihn hebt über andere Tagungsbände hinaus, dass er verschie-

dene Perspektiven auf sein Thema zulässt und koordiniert. Die Zusammenfassungen der Beiträge vollziehen vor den Augen des Lesers eine kritische Lektüre. Und selbst diese Ergebnisse der «Geschichte einer Fakultät» werden gleichsam wie durch einen Blick aus nächster Ferne relativiert. Das gesamte Tableau von Themen und Interpretationen wird durch zwei «Kommentare aus italienischer Sicht» (Sottili, 405–459 und Porciani, 461–475) in Kontrast gesetzt und um seine Selbstverständlichkeit gebracht. Was er aus dieser Möglichkeit macht, bleibt dem Leser selbst überlassen.

Sven Lembke (Freiburg i. Br.)